

Hat Vielfalt Zukunft?

Zur Bewältigung des Pluralismus

■ PETER PAWLOWSKY



Peter Pawlowsky, Studium der Literatur und Philosophie, Arbeit im Verlagswesen und in der Erwachsenenbildung, Journalist und Übersetzer, sieben Jahre Leiter der Abteilung „Religion“ im ORF Fernsehen. Bis 2000 Präsentator der Sendung „kreuz+quer“.

Ereignisse und Phänomene, die die Berichterstattung der Zeitungen füllen, beunruhigen zunehmend. In Sachsen gibt es Ausschreitungen gegen Flüchtlinge und ihre Unterkünfte. Österreich schottet sich mit unsinnigen „Obergrenzen“ gegen den Flüchtlingsstrom ab und erzielt einen Dominoeffekt in den Balkanstaaten. Von Ungarn bis Frankreich wächst der Nationalismus, die EU verliert ihren Zusammenhalt.

Alle diese Entwicklungen lassen sich auf einen gemeinsamen Nenner bringen: Es herrscht Angst vor Vielfalt. „Multikulti“, schon bisher verspottet, hat ausgedient; die Fähigkeit, Pluralismus zu schätzen oder wenigstens zu ertragen, scheint rapide abzunehmen.

Die Wende-Zyklen

Vielfalt als Gewinn, Vielfalt als Gefahr – der Wechsel zwischen diesen beiden Einstellungen hat in der Geschichte einen zyklischen Verlauf genommen, und jede Wende war von einer Phase politischer Instabilität begleitet. Eben das wollte Kaiser Konstantin im 4. Jahrhundert verhindern, als er das Christentum als Reichsideologie in Anspruch nahm. Das Imperium war zu groß geworden, die Vielfalt der unterworfenen Völker und ihrer Religionen näherte sich der Unregierbarkeit. Freilich ahnte er nicht, wie bald das Christentum selbst zersplittern sollte und ganze christliche Regionen aus dem *orbis catholicus* ausgeschieden würden.

In der konstantinischen Tradition versuchte die Westkirche das ganze Mittelalter hindurch, den Anschein der Einigkeit mit allen Arten von Zwangsmaßnahmen aufrecht zu erhalten. Waldenser und Hussiten wurden blutig verfolgt. Erst die Reformation war nicht mehr zu beseitigen. Die Kompromissformel *cuius regio, eius religio*

machte die Sache politisch, sodass zuletzt in einem Dreißigjährigen Krieg unter religiösem Vorwand jede Seite bis zur Erschöpfung um Gebietsgewinne kämpfte.

Das Christentum hatte versagt und die Aufklärung meinte, mit der „Göttin Vernunft“ eine neue Basis für den gesellschaftlichen Zusammenhalt gefunden zu haben. Die napoleonischen Kriege bedienten sich der Schlagworte der Französischen Revolution, um eine neue Einigung der zersplitterten politischen Landschaft Europas zu erzwingen. Aber auch die Restauration nach dem Wiener Kongress konnte die eingetretene Veränderung nicht ungeschehen machen. War die Mischung von Herkunftsnationen lange kein Problem gewesen (die immer wieder verfolgten Juden ausgenommen), so trat nun beim schwindenden Einfluss der Herrscherhäuser die Nation als neues Ordnungsprinzip in den Mittelpunkt. Das „Heilige römische Reich deutscher Nation“ zerfiel und ein Jahrhundert später erwies sich auch die multinationale Österreichisch-Ungarische Monarchie als Anachronismus.

Der Nationalsozialismus wollte Europa unter der Hegemonie einer einzigen Nation gewaltsam einigen. Dagegen wurden nach dem Zweiten Weltkrieg die Menschenrechte deklariert, und eine europäische Einigung ganz anderer Art versucht, die heute durch den erneut wachsenden Nationalismus gefährdet ist. Wieder sind wir Zeugen einer Wende von der Wertschätzung der vielen Regionen Europas zur Einigelung in einen neuen Nationalismus.

Zur Ideologie der einen Wahrheit

Die abendländische Kirche, seit der Reformation die römische, hat erheblichen Anteil an der Vorstellung, dass es nur eine

Wahrheit geben könne und alles, was davon abweicht, ausgerottet werden müsse. Damit wurde über Jahrhunderte die Angst vor Pluralismus geschürt, und noch Papst Benedikt XVI. prangerte an, was er Relativismus nannte. Es sind die selbst ernannten „Retter des christlichen Abendlandes“, die sich in eine pluralismusfreie Zeit zurückwünschen. Ihnen geht es weder um das Abendland, noch um das Christentum, sondern um eine säuberliche Trennung von Kulturen und Weltanschauungen, möglichst unter einem starken Führer, nenne er sich nun Präsident oder Papst. Diese Zielvorstellung ist heute nicht mehr global zu verwirklichen, wohl aber im Raum einer Nation, die ihre Grenzen dicht macht. *Cuius regio, eius religio* feiert fröhliche Urständ.

Die römische Kirche hatte, seit sie politisch dominant geworden war, nur die Chance, eine bestimmte Art von Gläubigen bei der Stange zu halten – solche nämlich, die sich zu vorgefertigten Katechismus-Sätzen bekennen, ohne dass dies mit einer persönlichen Glaubensgewissheit verbunden war. Bis vor kurzem galt als katholisch, wer die Sonntagspflicht erfüllte, nach einer Scheidung nicht wieder heiratete, keine Empfängnisverhütung betrieb usw. Ich setze diese Kriterien in die Vergangenheit, weil sie *de facto* nicht mehr gelten. Massenhaft treten in Europa die Menschen aus allen Kirchen, insbesondere aus der der römisch-katholischen aus, und die drinnen bleiben, richten sich mehr nach ihrem Gewissen als nach kirchlichen Vorschriften – ausgenommen eine reaktionäre Minderheit, die ihrerseits glaubt, das christliche Abendland retten zu müssen.

Diese Entwicklung war nur möglich, weil die Kirche als Institution ihre politische Macht weitgehend eingebüßt hat. Sie fällt allmählich und unter Schmerzen in eine vorkonstantinische Situation zurück. Das Zweite Vatikanische Konzil hat anderen Religionen wenigstens Teilwahrheiten zugestanden, Päpste reden mit Protestanten, die sie noch vor dem Zweiten Weltkrieg verachtet hatten, sie besuchen Synagogen und Moscheen. Mehr und mehr sind die kirchlichen Amtsträger auf eine andere Art von Gläubigen angewiesen, die nicht an Sätze und Gebote glauben, sondern

versuchen, ihr Leben aus ihrer Glaubensgewissheit heraus zu gestalten. Mit ihnen wird es möglich sein, interkulturelle und interreligiöse Dialoge zu führen und den Pluralismus zu akzeptieren, vor dem so große Angst herrscht.

Ursprünge des Pluralismus

Hannah Arendt war selbst Opfer einer Ideologie der einen Wahrheit, diesfalls der nationalsozialistischen. Sie schrieb in ihrer Auseinandersetzung mit Sokrates eine „Apologie der Pluralität“¹. „Selbst wenn ich ganz allein leben würde, so lebte ich doch ein Leben lang im Zustand der Pluralität“, schreibt sie. Durch die Möglichkeit des Denkens, das ein Zwiegespräch mit sich selbst ist, unterscheidet sich der Mensch von allen anderen irdischen Wesen. „Wenn ich den Dialog der Einsamkeit führe, wo ich ganz allein bin, bin ich doch nicht völlig getrennt von jener Pluralität, welche die Welt der Menschen bildet. Diese Menschheit – oder besser diese Pluralität – wird bereits dadurch aufgezeigt, dass ich Zweiein-Einem bin.“ Das hat durchaus politische Folgen: „Niemand, der nicht fähig ist, mit sich selbst einen Dialog zu führen, kann sein Gewissen bewahren.“ Daher sind alle autoritären Herrschaftsformen in Politik und Kirche zuerst darauf aus, ihren Untergebenen das Denken abzunehmen und sie mit vorgefertigten Wahrheiten zu indoktrinieren. Wo das Denken ausgeschaltet wird, entsteht Totalitarismus.

Lange verkannt oder verdrängt bietet auch die Bibel Grundlagen für Pluralismus. Man darf sich nicht von der Auserwählung des Volkes Israel täuschen lassen, als würde diese eine frühe Form des Nationalismus bedeuten. Vielmehr verlangt die hebräische Bibel: „Wenn bei dir ein Fremder in eurem Land lebt, sollt ihr ihn nicht unterdrücken. Der Fremde, der sich bei Euch aufhält, soll Euch wie ein Einheimischer gelten, und du sollst ihn lieben wie Dich selbst“ (Lev 19, 33f). Das Neue Testament fragt nicht nach der Volkszugehörigkeit, sondern macht den Umgang mit den Anderen überhaupt zum Kriterium des Gerichts (Mt 25,35f). „Wo das geschieht, gibt es nicht mehr

■ Es sind die selbst ernannten „Retter des christlichen Abendlandes“, die sich in eine pluralismusfreie Zeit zurückwünschen.

¹) Alle folgenden Zitate aus: Hannah Arendt, *Sokrates Apologie der Pluralität, Reihe Fröhliche Wissenschaft 078*, Berlin 2016.

■ Mehr und mehr ist die Kirche auf Gläubige angewiesen, die nicht an Gebote glauben, sondern versuchen, ihr Leben aus ihrer Glaubensgewissheit heraus zu gestalten.

Griechen oder Juden, Beschchnittene oder Unbeschchnittene, Fremde, Skythen, Sklaven oder Freie, sondern Christus ist alles und in allem“ (Kol 3,11). Erst in jüngerer Zeit wird das in seinen Konsequenzen ernst genommen. Wenn der eine Gott Schöpfer des Himmels und der Erde ist, kann er nicht der partikulare Gott der Christen, Juden oder Muslime sein. Christoph Schwöbel, Theologe an der Universität Tübingen, spricht von der „Verborgenheit Gottes in der Welt und so auch in den Religionen“². Er fordert daher eine „christliche Theologie der Religionen“, die von Gottes Heilswillen für die gesamte Schöpfung ausgeht und erweigert sich, die Verborgenheit Gottes in den anderen Religionen als „Betriebsunfall der Heilsgeschichte“³ zu begreifen. Für Schwöbel ist die Postmoderne durch eine Radikalisierung des Pluralismus gekennzeichnet. Die Herausforderung besteht also darin, damit zurechtzukommen, wenn man einsieht, dass das Rad der Geschichte nicht zurückgedreht werden kann.

Schritte zur Pluralismusfähigkeit

Die christliche Theologie liefert noch einen weiteren grundlegenden Ansatz für die Akzeptanz der Vielfalt. Kurt Marti schreibt: „Die wohl genialste Leistung christlicher Theologie ist die Lehre von Gottes Dreieinigkeit. Mit ihr wurde den gängigen Vorstellungen vom himmlischen Patriarchen, König, Autokraten der Abschied gegeben. Wie kommt es, dass das gängige Gottesbild der auf den Namen des dreieinigen Gottes getauften Christen dennoch dasjenige des Patriarchen, des Königs und Autokraten geblieben ist?“⁴ Wenn Gott alles in allem ist, kann die Vielfalt nicht außerhalb von ihm bestehen. Und sie besteht im liebevollen Beziehungsgeflecht, das den Christen im Umgang mit Nächsten und Fernsten aufgetragen ist.

In der Bibel wird unzählige Male aufgefordert: Fürchte dich nicht! Angst begleitet den Menschen, Angst vor Armut und Gewalt, Angst vor Krankheit und Tod. Auch alles, was fremd ist, provoziert diese Angst. Unter Gleichgesinnten zu sein, dieselbe Sprache zu sprechen, dieselben sozialen und religiösen Riten zu vollziehen, das alles beruhigt. Aber wer deshalb seinen Blick in die Vergangenheit schweifen lässt, in der das alles fraglos gegeben schien, kann zur Bewältigung des Pluralismus nichts beitragen. Ein friedliches Europa ohne Grenzkontrollen, in dem aber jedes Volk zu Hause bleibt, ist noch erträglich. Wenn aber Wanderungen beginnen, Flüchtlinge in großer Zahl ankommen und fremde Sitten und Religionen importieren, dann beginnt die Herausforderung. Im Übrigen wird völlig ausgeblendet, dass es zumeist die Europäer und Amerikaner waren, die mit ihrer Einmischung die heute tobenden Kriege losgetreten haben.

Der Zuspruch „Fürchte dich nicht“ ist an alle Menschen gerichtet. Aber nur wer seines Glaubens als einer inneren Überzeugung gewiss ist, kann sich für Begegnung und Dialog öffnen. Die große Angst vor der angeblichen Islamisierung Europas kommt von denen, die sich zwar als Christen verstehen, aber tatsächlich nur mit der christlichen Kultur der letzten Jahrhunderte vertraut sind, und sich diese nicht nehmen lassen wollen. Sie sind unfähig, Pluralismus zu ertragen oder ihn gar kreativ zu gestalten. Auf merkwürdige Weise betritt die politisch abgehalfterte Religion wieder die politische Bühne: Wo sie imstande ist, Glauben jenseits von kulturellen Prägungen und ohne den ganzen Apparat von Vorschriften, Geboten und Verboten lebendig zu machen, wird sie imstande sein, einen angstfreien Umgang mit dem unvermeidlichen Pluralismus anzustoßen. ■

2) Christoph Schwöbel, *Christlicher Glaube im Pluralismus*, Tübingen 2003, 203.

3) A.a.O. S. 203.

4) Kurt Marti, *Zärtlichkeit und Schmerz. Notizen, Darmstadt-Neuwied 1979*, 119.

Wir haben hier eine Lehre vor uns, die auf der Tatsache aufgebaut ist, dass die Menschen in ihrem Wesen ungleich sind, und die demgemäß sie nicht gleichmachen will. Alle Menschen haben Zugang zu Gott, aber jeder einen anderen. Gerade in der Verschiedenheit der Menschen, in der Verschiedenheit ihrer Eigenschaften und ihrer Neigungen liegt die große Chance des Menschengeschlechts. Gottes Allumfassung stellt sich in der unendlichen Vielheit der Wege dar, die zu ihm führen, und von denen jeder einem Menschen offen ist. [...] Was wäre das für ein Gott, der nur einen einzigen Weg hätte, auf dem man ihm dienen kann!

Martin Buber, Der Weg des Menschen nach der chassidischen Lehre. Jerusalem 1948, S. 13f.